

Paul Nolte

Private Intellectual, Public Intellectual



Geboren 1963 in Geldern. Studium der Geschichtswissenschaft und Soziologie in Düsseldorf, Bielefeld und Baltimore (Johns Hopkins University), dort M.A. 1987, M.A. in Bielefeld 1988, Promotion 1993. Seit 1990 Assistent an der Universität Bielefeld, 1993/94 German Kennedy Memorial Fellow, Harvard University, 1999 Habilitation für Neuere Geschichte. Veröffentlichungen zur neueren deutschen und amerikanischen Geschichte; neben zahlreichen Aufsätzen v.a.: *Staatsbildung als Gesellschaftsreform*. Frankfurt, 1990. *Gemeindebürgertum und Liberalismus in Baden 1800–1850*. Göttingen, 1994. Demn.: *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Geschichte und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert*. München, 2000. – Adresse: Universität Bielefeld, Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld.

So viele Seiten sind während des vergangenen Dreivierteljahres geschrieben worden, daß man meinen könnte, dem Wunsch des Rektors nach einem kurzen Abschlußbericht sei leicht zu entsprechen. Aber es fällt schwer, und am liebsten würde ich diese Pflicht noch einige Monate hinauszögern. Darin drückt sich wohl auch die Erwartung, ja die unter-schwellige Gewißheit aus, daß der Aufenthalt am Kolleg Langzeitwirkungen haben wird, die jetzt, im sommerlichen leichten Berliner Juli, noch gar nicht greifbar sind und sich doch unfehlbar einstellen werden. Aber eine lästige Pflicht ist es angesichts der zurückliegenden Zeit doch nicht, und wo schriebe es sich besser als in meinem schönen Apartment N 30 im Neubau, konzentriert am Schreibtisch und doch den Blick ins Grüne gerichtet und, mit halber Drehung nach links, auf die Gedenktafel für Walther Rathenau in der Biegung der Königsallee.

Der Schreibtisch und der Gedenkstein, „drinnen“ und „draußen“, die reine Wissenschaft und die politische Öffentlichkeit: Damit sind, wenn ich es recht bedenke, am besten die beiden Pole bezeichnet, zwischen denen sich mein Nachdenken hier am Kolleg bewegte und über die ich mir selber Rechenschaft abzulegen versuchte. Zunächst einmal hatte ich mir vorgenommen, in Klausur zu gehen, Ablenkungen aller Art hinter mir zu

lassen und die Arbeit an einem größeren Buchprojekt, das zugleich meine Habilitationsschrift werden sollte, abzuschließen. Einen ordentlichen Teil des Manuskripts brachte ich mit, dazu etliche Kisten mit Exzerptzetteln, so daß ich in diesem Jahr, jedenfalls unter den Geisteswissenschaftlern, wohl eher zu den unterdurchschnittlichen Nutzern des vorzüglichen Bibliotheksservices gehörte. Aber es taten sich, wie das so ist, noch genügend erwartete und unerwartete Lücken in meinem Material auf, um Frau Bottomley und ihre Kolleginnen zu beschäftigen. Das Kolleg kokettiert ja gelegentlich ein bißchen damit, die Fellows von ihren ursprünglich geplanten Projekten abbringen und, wie man so schön sagt, „produktiv verunsichern“ zu wollen; deshalb muß festgestellt werden: Dies ist nach wie vor ein vorzüglicher Ort, sich auf lange verfolgte Vorhaben zu konzentrieren und sie vielleicht sogar schneller, als man zu hoffen gewagt hatte, zu Ende zu bringen. Unser Fellow-Sprecher Achim Richter mahnte mich stets sanft aber eindringlich: „Abschichten!“ Dabei kann das Schreiben auch in der Routine des Wiko-Tageslaufes eine Qual bleiben, und mehr als einmal fragte ich mich nach einem langen und nahrhaften Mittagessen, ob der Gang ins Refektorium nicht besser regelmäßig abends gegen halb sieben stattfinden sollte – dann hätte ich jedenfalls einiges an Mittagsschlaf gespart. Aber ganz so schlimm kann es nicht gewesen sein. Denn Anfang März witterte ich Morgen- und Frühlingluft, und am 28. April schrieb ich die letzten Zeilen des letzten noch fehlenden Kapitels – dem verständnislosen Kopfschütteln der Naturwissenschaftler zum Trotz, die mich immer wieder fragten, welchen Sinn es mache, ein Buch mit fünf- oder sechshundert Seiten zu schreiben. Vor mir lag *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Geschichte und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert*, und ich bin froh, daß ich die Arbeit noch während der Kollegzeit auch über die formalen Hürden des Habilitationsverfahrens steuern konnte.

Was hat mich die ganzen Monate und viele Jahre davor umgetrieben? Es ging um die Vorstellungen, die sich die Menschen in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert, und besonders zwischen Erstem Weltkrieg und den 1960er Jahren, von ihrem Zusammenleben in „Gesellschaft“, in sozialer Ordnung und sozialer Ungleichheit gemacht haben. Einen Anstoß zu diesem Thema, über das ich Anfang Februar auch in „meinem“ Dienstagskolloquium berichtete („Thinking German Society“), bildeten kritische Rückfragen an die herkömmliche Sozialgeschichte, welche ihren Gegenstand lange zu sehr im Sinne einer ontischen oder materiell geronnenen Realität behandelt hat. Die „Gesellschaft“, von der wir so selbstverständlich sprechen, ist aber eine relativ junge Erfindung, und sie war immer auch eine „Kopfgeburt“ nicht zuletzt von Wissenschaftlern und Intellektuellen, die die sozialen Selbstbilder einer breiteren Öffentlichkeit zu

beeinflussen versuchte. In Deutschland war das Leiden an der Moderne lange Zeit in ausgeprägter Weise ein Leiden an der Gesellschaft: an ihrer Vermassung, an ihrer Aufspaltung in Klassen, an ihrem vermeintlichen Verlust staatlicher oder gemeinschaftlicher Bindungsfähigkeit. Die Konsequenzen dieses in politisch-soziale Utopien einer „Gesellschaft jenseits der Gesellschaft“ übersetzten Leidens waren aber oft höchst gefährlich, und erst in den fünfziger und sechziger Jahren gelang in der Bundesrepublik die Durchsetzung eines neuen Gesellschaftsbildes, das die „Realität“ und „Gegenwart“ der eigenen sozialen Ordnung akzeptierte. Die Konflikte um die Deutung der Gesellschaft waren also immer hochpolitisch, und ich versuche zu zeigen, daß wir deshalb bis heute auf den Denkraum einer „Gesellschaft“, wie konstruiert er auch immer sein mag, nicht verzichten können.

Solche Überlegungen führen die Wissenschaft im Grunde schon von der privaten Klausur in ihre öffentliche und politische Dimension, und mit einem anderen, anfangs eher „spielerisch“ verfolgten Schwerpunkt meiner Arbeit habe ich diese Fragen im Laufe des letzten Jahres zu vertiefen versucht. Es ging um die öffentliche Wirkung von Historikern in Deutschland während der letzten Jahrzehnte, besonders einer einflußreichen Generation und Gruppe, die sich seit den sechziger Jahren dem Programm von Geschichte als einer historisch-kritischen Sozialwissenschaft mit aufklärerischem, politisch-pädagogischen Anspruch verschrieben hatte – viele von ihnen waren auch Fellows hier am Kolleg. Gleich nach meiner Ankunft schrieb ich im Oktober einen Aufsatz nieder, den ich lange mit mir herumgetragen hatte und der im Mai unter dem Titel „Die Historiker der Bundesrepublik. Rückblick auf eine lange Generation“ im *Merkur* erschien. Später folgten noch, aus Anlaß von Vorträgen, Texte über die beiden „Deutschen Geschichten“ Thomas Nipperdeys und Hans-Ulrich Wehlers als exemplarische historiographische Deutungsleistungen dieser Generation sowie über den Versuch einer „Historisierung“ der Historischen Sozialwissenschaft. Dabei hat mich zunehmend die Frage beschäftigt, wie der jetzt überwiegend kritisierte Anspruch dieses Konzeptes auch dann noch weiterzuführen ist, wenn man seine zeitbedingten Merkmale (Stichwort: „sozialliberales Reformklima“) und damit seine historische Relativität erkennt. Auch in der jüngeren Generation darf sich Geschichte nicht in unpolitische Beliebigkeit auflösen; sie darf sich aber auch nicht, wie man es jetzt öfter beobachtet, in ihrem öffentlichen Appeal auf den moralischen Zeigefinger beschränken. Einfache Antworten gibt es hier nicht, und ich bin mit meinem Nachdenken noch nicht am Ende. Das Wissenschaftskolleg aber war ein idealer Ort dafür, weil es auf wunderbar dialektische Weise zugleich zur wissenschaftlichen Einkehr in den Elfenbeinturm – auch das ist ja nötig! –

zwingt *und* das öffentliche Engagement des Wissenschaftlers als „public intellectual“ herausfordert.

Alle Vorträge und Artikel, die hier entstanden, muß man nicht aufzählen. Schon um zu großer Selbstzufriedenheit des Rückblicks vorzubeugen, empfiehlt es sich, an die ungeschriebenen Aufsätze, an die liegengebliebenen Projekte zu denken – auch da kommt einiges zusammen. Aber es gab ja auch noch anderes als den eigenen Schreibtisch. Zum einen war da das manchmal anstrengende Wochenendpendeln nach Bielefeld – meine Frau und unsere beiden Kinder waren nicht mit nach Berlin gekommen –, das mir stets einen Ausgleich in der Welt des „real life“ verschaffte. Trotz sehr vieler jüngerer Fellows war dieser Jahrgang leider vergleichsweise kinderarm, was mir sehr grundsätzlich zu denken gibt, auch wenn man es angesichts der Geschichte des deutschen Bildungsbürgertums im 19. und 20. Jahrhundert für einen Vorzug halten mag, daß es nun sogar seine biologische Selbstreproduktion einzustellen scheint. Zum anderen war da die Gemeinschaft der Fellows mit ihren zahllosen Gesprächen untereinander, ob nun informell wie in der täglichen „Frühstücksrunde“ mit Folker Hanefeld, Franz-Xaver Kaufmann, Christoph Marksches, Heino Nau und Paul Unschuld (mit der anschließenden, ritualisierten Zeitungslektüre), oder in thematischen Gruppen wie dem von Hansjörg Siegenthaler geleiteten interdisziplinären Diskussionskreis über die „Kulturellen Grundlagen ökonomischer Rationalität“. Das Wissenschaftskolleg gibt Raum zum diskursiven Experimentieren, und da bleibt es nicht aus, daß manches weniger gut gelingt – die anfangs vielversprechende Runde zum Thema „Kunst und Geschichte“ versickerte im Winter trotz eines sehr anregenden, wenngleich nur fiktiven Abends über Haydns Militärsymphonie. Die Kunst, das hat ja sein Gutes, wurde wichtiger als das Reden über Kunst. Wissenschaftler und Künstler zusammenzubringen – das ist eine einmalige Sache, die das Wissenschaftskolleg wohl allen anderen Institutes for Advanced Study voraus hat. Die Lesung von Adonis, die Konzerte mit György und Márta Kúrtag und die Gesprächskonzerte mit Walter Levin und dem phantastischen Artemis Quartett werden immer in Erinnerung bleiben. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, ein wenig über die geisteswissenschaftliche Arbeit als eine Form künstlerischer Kreativität nachzudenken und vielleicht zu schreiben; dazu kam es leider nicht; aber einen besseren Ort als das Kolleg wird man für ein solches Thema nicht finden. Und ausdrücklich erwähnen möchte ich den Dialog nicht nur mit den real anwesenden Fellows des eigenen Jahrgangs, sondern auch mit den früheren Fellows, die in den Vitrinen der Fellow-Bibliothek stets präsent waren und hier anders zu einem sprachen als in einer gewöhnlichen Bibliothek, eher wie gute alte Bekannte. Danke, Harald Weinrich, Richard Rorty und viele andere!

Schließlich: Berlin, die Stadt. Eigentlich müßte man damit anfangen, aber dann käme man zu nichts anderem mehr. Nirgendwo sonst haben sich die „Schichten“ von Geschichte, zumal deutscher Geschichte, so eindrucksvoll und oft erschreckend zugleich abgelagert, räumlich und städtebaulich manifestiert. In diesem Kollegjahr wurde der Hauptstadttumzug von Bonn nach Berlin Wirklichkeit und das Reichstagsgebäude mit der neuen Kuppel Norman Fosters eröffnet. Immer wieder führte der Weg, trotz oder wegen der Überlagerung von historischer Last und trivialer Gegenwartskultur, zum Potsdamer Platz, aber auch, wenn es mit dem Schreiben nicht so recht klappen wollte, in die unbekannteren Stadtteile, nach Friedrichshain oder, jawohl, zwischen die Plattenbauten von Hellersdorf und Marzahn. Diese Stadt hat eine neue Chance bekommen, aber sie weiß noch nicht, wie sie sie nutzen soll. Ich bin froh, daß ich meine Gefühle Berlin gegenüber in einem kleinen Artikel für *Die Zeit*, der am Ende des Kollegjahres erschien, zum Ausdruck bringen konnte: auch das ein kleiner Baustein zu dem großen Dank an das Wissenschaftskolleg und die Menschen, die diese Institution täglich neu möglich machen.